

rischen Raum bei vorzeitigem Fortziehen im Herbst einen frühen Winter, aber auch entsprechend einen frühen Frühling an und umgekehrt. Ein weißer Storch verheißt ein trockenes Jahr, ein schwärzlicher oder schmutziger dagegen ein nasses. Wo Störche sich niederlassen, ist reicher Obstsegens zu erwarten.

Man sagt auch in Schwaben vom Storch: wenn er eine Zunge hätte, dann würde er reden, und dann täte er Land und Leute verraten, weil er alles sieht und hört (von seinem erhöhten Nistplatz aus). Wo aber etwas Besonderes vorgeht, da gibt er doch wenigstens ein Zeichen, indem er klappert.

Als Kinderbringer wird der Storch von den Kindern in kleinen Reimen angesungen, von welchen die durch Kinderbücher und Kindergärten verbreiteten und darum allgemein bekannten kaum der Erwähnung bedürfen. Die schwäbische Kinderreim-Überlieferung kennt diese Beziehung in der besonderen Form des sehr verbreiteten Abzählreims:

In der Landstraß Nummer acht
hat der Storch ein Kind gebracht.
Wie soll es heißen? usw.

Noch allgemeiner ist im Schwäbischen aber, und wohl auch älter, die folgende kindertümliche Anrufung des Storchs, die noch keine Beziehung zum Kinderbringer zeigt:

Storch, Storch, Schniebel, Schnabel,
mit der langen Heuagabel:
flieg über 's Beckehaus,
hol mir a paar Wecke 'raus,
mir oin, dir oin,
bloß de baise Buebe (Mädle) koin.

Tübingens Rahmen und Fundament

Von Edwin Hennig

Viele städtische Zentren Europas sind in ihrer Lage erdgeschichtlich bedingt. Ströme, an denen sie sich ansiedelten, sind nicht selten hervorgegangen aus der langsamen Auffüllung einstiger Meeresbecken, wie wir das heute an der Donau- oder Po-Mündung noch vor sich gehen sehen. London, Brüssel, Paris, Wien, aber auch München, Mainz, Mailand, Lyon u. a. m. liegen daher inmitten früherer Tertiär-Binnenbecken. Da diese meist durch Eindellungen der Erdoberfläche entstanden, sind sie gewissermaßen tektonisch bedingt. An tektonisch tiefster Stelle des Schwabenlandes ist auch Stuttgart gelegen: Gegen SSW und NNO steigen Bruchtreppen hinauf, einen innersten

Bei den Sathmarer Schwaben zeichnete Hugo Moser einen längeren Kinderreim auf, in dem der eben erwähnte Storchreim mit dem von den drei Spinnerinnen des bekannten „Hoppe, hoppe, Rößle“ kontaminiert ist:

Stork, Stork, Schnibel, Schnabel,
wenn dr Rogge reifet,
wenn dr Müller pfeifet,
kummt dr Vetter und 's Bäsli,
schlät mr 's Steackli uf 's Näsli,
schlät mr 's Steackli i diesi Hand,
fahre-mr is Ungerland.
Im Ungerland stoh au a Haus,
luegit drei Fraue raus.
Die gotzig spinnt Seide,
die andert schnipflet Kreide,
di dritt spinnt im Hergöttli an rote Rock
do wia an Kronestock.

In seinem „Schwäbischen Volkshumor“ nennt Hugo Moser auch eine stattliche Reihe von schwäbischen Ortschaften, in denen sich Schwanksagen mit dem Storch ähnlich wie mit dem Kuckuck befassen, der als fremdartig und unbekannt eingefangen werden sollte und wieder entkam. Dazu gehören auch zahlreiche schwäbische Orte, deren Bewohner, ursprünglich wohl einst in Verbindung mit einer solchen Schwanksage, den Necknamen „Storche“, „Storke“, „Storchetreiber“ oder gar „Aiber“ tragen. Letztere Bezeichnung fußt auf dem in Norddeutschland üblichen Namen „Adebar“ für den Storch, welcher (ahd. odobëro) als „Glücksbringer“ gedeutet wird.

Graben umfassend; in ihn ist noch ein kleiner Quergraben eingesunken, und in diesen hat sich Stuttgart gebettet. Seinem herrlichen Rahmen verdankt es nicht nur die Durchsetzung mit Waldausläufern und Rebhängen, sondern auch die unvergleichliche Gunst, daß ein innerstes Geschäftsviertel ringsum von Wohngürteln umgeben ist, wie es anderwärts nachträglich-künstlich vergebens angestrebt wird. Sein Kessel inmitten ist ungefähr das Gegenstück der Lage Marburgs, das vom Burghügel allseits hinabfließt.

Nicht weniger reizvoll, aber wesentlich uneinheitlicher bietet sich unser Tübingen dar: Ins Neckar- und Ammertal zerfließt es fast von den Höhen des zwischengelagerten Oster- und Schloßbergs herab. In jüngster Zeit sind noch die Höhenzüge der Waldhäuser Höhe mit Denzenberg und des Föhrberg-Schnarren-

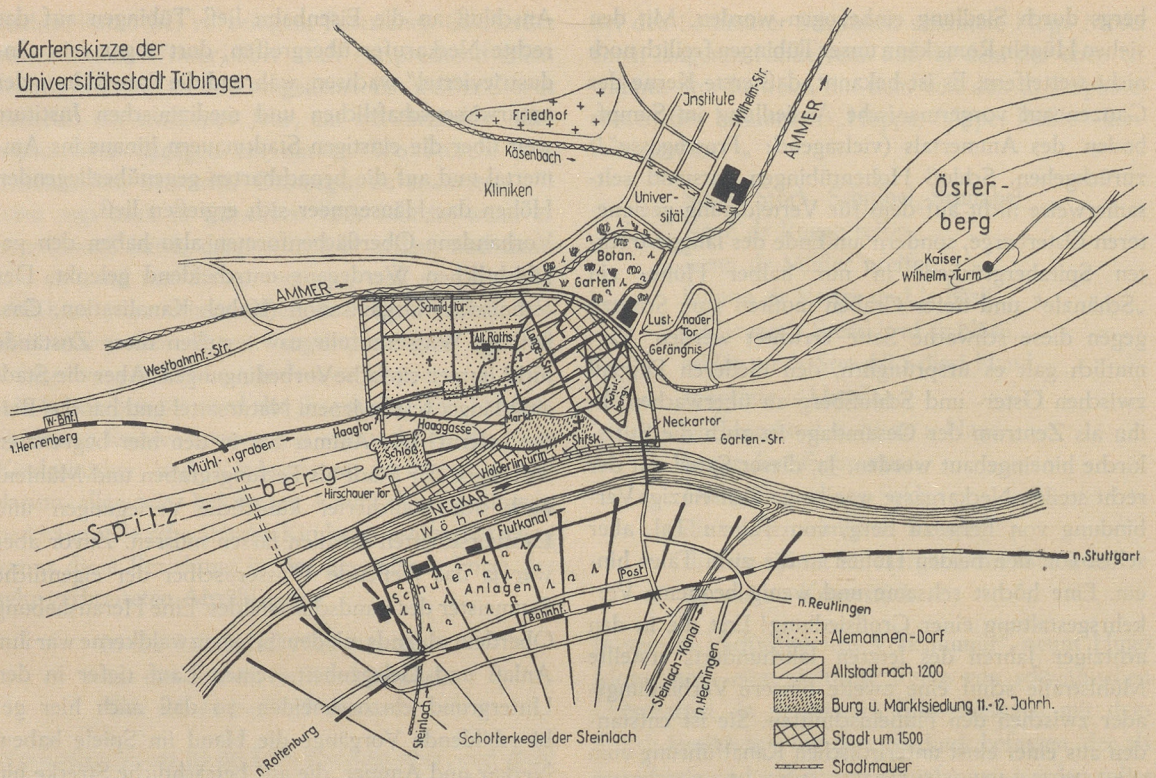
bergs durch Siedlung einbezogen worden. Mit den sieben Hügeln Roms kann unser Tübingen freilich noch nicht wetteifern. Es ist bekannt, daß erste Kerne des Ganzen auf vorgermanische Ansiedlung im Sumpfboden des Ammertals (vielsagend: „Froschgasse“!) zurückgehen. Schloß Hohentübingen entstand seltamerweise nicht auf dem für Verteidigung geeigneteren Osterberge, sondern am Ende des langgestreckten Spitzbergrückens in nur halber Höhe; ein „Schänzle“ und tiefer Graben mußten zum Schutze gegen diese schwache Seite errichtet werden. Vermutlich galt es ursprünglich, den niederen Engpaß zwischen Oster- und Schloßberg zu überwachen. In ihn als Zentrum der Gesamtlage ist auch die Stiftskirche hineingebaut worden. Ja, dieser Sattel mit der recht steilen Neckargasse war lange Zeit einzige Verbindung von Berg zu Berg, von Tal zu Tal, aber selbst von den beiden Höhen in die zwei Täler hinein. Eine höchst seltsame und wenig bequeme Verkehrsgestaltung einer Großsiedlung! Erst die in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts erstellte Mühlstraße schuf eine zweite bessere Verbindungsader zwischen den Flußeinschnitten. Sie ist entstanden aus einer einst unterirdischen Kanalführung vom zehn Meter höher gelegenen Ammerbett aus zum Neckar („Neckarmühle“), die allmählich zur Einsenkung zusammengesackt war und nun aus Not zur Tugend, nämlich zur Hauptstraße der Stadt wurde. Sie schneidet den Schulberg mit Pflughof von der einstigen Einheit des Osterberges ab.

Der Stiftskirchsattel – je zwischen zwei Höhen und zwei Tälern – verdankt sein Dasein der von der Alb her zuströmenden Steinlach. Denn mit ihrem, von dem steilen Trauf her genährten starken Schotterkegel fällt dieser harmlose Nebenfluß dem Neckar so intensiv in die rechte Flanke, daß der Hauptfluß sich zum Ausweichen nach links abgedrängt sah. Dieses Prallufer mußte vom Menschen durch die Stadtmauer und weitere hintereinander aufgeführte hohe Stützmauern gegen weiteren Angriff geschützt werden. Ein Flutkanal, der noch besondere Hochwässer unschädlich abzufangen hatte, trennte den Wöhrd zwischen beiden Neckaradern ab, von dem aus das malerische Ufer-Stadtbild sich so prächtig darbietet. Ehe der Mensch eingriff, hatte der Neckar einen weitgespannten Bogen schlagend, sich so tief in den schmalen Riegel gegen die Ammer eingefressen, daß an dieser Stelle einem Durchbruche vorgearbeitet war, die Erniedrigung den einst gemeinsamen Höhenzug als Paß zerteilte. Über ihn zog sich die alte Verkehrsstraße von Stuttgart in die Schweiz und führte so auch den Dichturfürsten Goethe in die Mauern. Doch erst der

Anschluß an die Eisenbahn ließ Tübingen auf das rechte Neckarufer übergreifen, dort sogar sein „Industrieviertel“ wachsen, während die Entwicklung der naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute weit über die einstigen Stadtmauern hinaus ins Ammertal und auf die benachbarten gegenüberliegenden Höhen das Häusermeer sich ergießen ließ.

Vorhandene Oberflächenformen also haben den geschichtlichen Werdegang entscheidend gelenkt. Der technischen Organisation (Kabel, Kanalisation, Gasleitung, Wasserzufuhr usw.) stellen diese Zustände nicht immer einfache Vorbedingungen. Aber die Stadt sitzt längst fest in jenem Natursattel und hat das Reiten gelernt! Die Ammer hat in den hier begrenzten Anfängen der Stadt als Festungsgraben und Mühlenschloß sich mancherlei künstliche Verlegungen und Laufvorschriften gefallen lassen müssen. Zuvor aber war ja das fließende Wasser selber der eigentliche Baumeister des Landschaftsbildes. Eine Heraushebung Oberdeutschlands mit dem Schwarzwaldkerne war ihm Anlaß und Gelegenheit, seinen Lauf tiefer in den Untergrund einzuschneiden, so daß auch hier gebirgsbildende Vorgänge die Hand im Spiele haben. Neckar und Ammer, die auf beträchtliche Strecke hin eigenartig parallel verlaufen, haben den langen Spitzbergzug herausmodelliert, mit dem Wurmlinger Kapellenberge und dem Osterberge als den zwei Eckpfeilern. Dem leidenschaftlich naturwissenschaftlich interessierten Goethe war bei nur ganz flüchtigem Aufenthalte, der zugleich den Verhandlungen mit seinem Verleger und Wirte Cotta, den Farben der Glasmalereien der Stiftskirche, einer ersten Beschreibung der mineralogischen Universitätsammlung und manchem anderen Interesse galt, nicht entgangen, daß es sich bei jenem Höhezuge um einen Sandsteinsattel handle. (Wieviele Besucher außer ihm mögen an derlei gedacht haben?) Seit von Alberti und Quenstedt ist hinreichend bekannt, daß wir es da mit dem sogenannten Stubensandstein der Keuperschichtfolge (obere Trias-Formation = etwa 150–180 Millionen Jahre alt) zu tun haben. Er gibt dem Bergrücken seine hauptsächlichliche Festigkeit, während unter- und überliegende Mergel weniger standfest sind und einem Verfließen und Abtragen Vorschub leisten. Nur wenig geneigt, baut diese Schichtfolge ringsum die Höhen gleichermaßen auf. Im nahen Steinlachtal und abwärts am Neckar bei Kirchentellinsfurt sehen wir die Talwände näher zusammentreten: leicht erweist sich, daß jener Stubensandstein dort von seiner Höhe herab sich dem Talboden nähert, den Flüssen in ihrer Raumgestaltung Fesseln anlegt.

Kartenskizze der
Universitätsstadt Tübingen



Sind die Keuperlagen in langen Zeiten unter recht wechselnden geographischen Bedingungen so mannigfaltig ausgefallen, so sind sie alle doch Kinder eines (noch völlig anders gearteten) Binnenlandes. Das langsam hereinleckende Meer der Jura-Periode begrub alles unter viele Hunderte von Metern starken Absätzen. Der Reichtum an Versteinerungen läßt da keinem Zweifel Raum. Die gesamte Folge von Schichten des sogenannten schwarzen, braunen und weißen Jura bis hinauf zu den obersten Bildungen der Schwäbischen Alb lag also einst über dem heutigen Raume der Stadt, wurde in gleichfalls endlos langen Zeiten erst wieder durch Niederschlag und fließendes Wasser ausgeräumt, fortgeschafft. Gegen 1000 m höher hatte einstmals die Oberfläche gelegen!

Allerunterste Glieder der Jurafolge liegen noch eben auf der benachbarten Waldhäuser Höhe und jenseits des Neckars auf der Höhe des Rammert. Die Spitze des Osterberges ragt gerade nicht mehr in diese Höhenlage hinauf. Das gesamte Landschaftsbild ist unter den einstigen tiefsten Meeresboden eingeschnitten. Es war schon nahezu ausgeprägt in seiner heutigen Gestaltung, als ein allerjüngstes Glied der Erdgeschichte sich noch bildete, wenn wir von Moor, Schlamm, Gehängeschutt und allen sich noch immer ansammelnden Gesteinsarten absehen. Es geschah in

der Eiszeit, daß Winde über das eines Pflanzenkleides fast beraubte Land hinführen und Staubmassen aufwirbelten, an anderen Stellen zum Absatze brachten. Der so gebildete „Löß“ ist durch das vielfach rote Ausgangsmaterial rötlich gefärbt. Die üblichen Schnecken schalen bestimmter Arten aber kennzeichnen ihn hinreichend. Seine Verteilung verrät uns sogar, daß schon damals Westwind in unserer Gegend vorherrschte. Denn wir finden ihn in nahezu jedem Taleinschnitt, doch stets auf dem westlichen Hange. Nur im dort herrschenden Windschatten konnten die Staubmassen zur Ruhe kommen, sich niederschlagen. Die Ziegelei im Käsenbachtal hat ihn einst für ihre Zwecke abgebaut, aber fast restlos aufgebraucht, so daß sie später die Mergel des Keupers zur Mischung heranziehen mußte.

Doch noch eine zweite Bildung jener Zeit hat sich neuerdings als recht bemerkenswert herausgestellt: Mangelnde Pflanzendecke ließ die Abtragung ganz anders voranschreiten, als Grasnarbe und Wurzelwerk heute zulassen. Tiefgründig gefrorener Boden, an der Oberfläche auftauend, obendrein durchtränkt, bringt die oberen Partien ins Gleiten. Ein wüstes Durcheinander von tonigem Schlamm mit kleinen, größeren und größten Brocken aller festeren Lagen der ganzen Schichtfolge kroch und floß an den Hän-

gen abwärts zu Tale. In ihn, wie stellenweise in den Löß eingebettet finden sich Knochen und Zähne der damals hier lebenden Säugetierwelt. Nur konnte das Gehängegekrich auch Überreste aufnehmen von solchen Kadavern, die sich in den klimatisch günstigeren Zwischenphasen zum Sterben niedergelegt hatten. Da spiegelt sich uns eine höchst lebensvolle Tiergemeinschaft in all ihrem Wandel und ihren Wanderungen wider: Mammut, Nashorn, Ren, Wisent, Auerochs, Riesenhirsch, Löwe waren als – uns heut sehr fremd anmutende – Vertreter durchaus häufig; Pferd, Hirsch, Schwein und andere unterscheiden sich höchstens artlich in Einzelheiten von dem uns Gewohnten. Teils lebten sie in zeitweise aufkommenden Gebüsch- und Waldinseln, teils boten ihnen Steppenzeiten oder gar bittere Schnee- und Eisperioden eine gar harte Umwelt. Kleinlebewelt ging daneben her wie zu allen Zeiten, findet aber auf dem trockenen Lande weniger günstige Erhaltungsmöglichkeiten.

In den so mit lebendigen Lettern geschriebenen Seiten des Erdgeschichtsbuches hat sich nun ein äußerst beachtliches Dokument noch jüngst entziffern lassen: Der Luftkrieg zwang auch in Tübingen zu Stollenbauten in all den hierzu bequem bereitstehenden Hängen. Da gab es unter der Stiftskirche und Alten Aula eine beträchtliche Überraschung. An Stelle erwarteter Keupermergel baut diesen Sattel bis in beträchtliche Tiefe eiszeitliches und jüngerer Material auf. Erst 12–15 m unter der Münzgasse traf man

den anstehenden Untergrund. Und aus solcher Tiefe wurden Mammut-, Nashorn-, Wisent-, Hirsch- und Löwenreste herausgefördert. Am wichtigsten aber waren Beweise aus der Lagerung dafür, daß zur Zeit der Bildung dieser Absätze, also in jüngster Eiszeit (vor ganz wenigen 10 000 Jahren) unser Tübinger Landschaftsbild noch völlig andere Züge trug, während sonst damals ziemlich allgemein das heutige Relief bereits fertig war. Denn der Hangschutt kam aus Höhen im Süden herunter, die zudem den heutigen Spitzberg an Meereshöhe noch übertrafen, wie die beteiligten Gesteinsarten verraten. Gerade dort hat sich ja aber inzwischen der Neckar sein Flußbett eingetieft. An den nicht mehr bestehenden Hang schmiegte sich sodann noch eine Lößdecke und darüber floß sodann der Rotlehm all unserer Talwände. Auch ohne die Bebauung wäre zu alldem heute keinerlei Möglichkeit mehr gegeben. Das Neckartal war also damals ganz wesentlich schmaler, eine Fortsetzung des Spitzberges in Richtung auf Derendinger Markung war seitdem durch die vereinten Kräfte von Neckar und Steinlach zu beseitigen. Daß an Stelle der jetzigen Münzgasse ein alemannischer Friedhof lag, haben Kanalisationsgrabungen erwiesen. Die Stiftskirche war auch darin Fortsetzerin der Pietät. So berichten heute die geologischen Schichten von buntestem Geschehen vor dem Auftreten des Menschen und von seinem eigenen Werden und Wirken. Es lohnt, das Ohr an den Boden zu legen und dem stillen Plaudern unserer Mutter Erde zu lauschen!

Auch Pflanzenschutz ist Heimatschutz

Wo der Mensch die Naturlandschaft in die Kulturlandschaft umgewandelt hat, den Boden bearbeitet und durch Düngung verändert, wird die natürliche Flora vernichtet. Dies gilt auch für die Nadelholz-Reinbestände, wo sie nicht bodenständig sind. Es gibt aber außerhalb des Waldes Halb-Kulturlandschaften, deren Boden noch sehr natürlich ist. Hierher gehören vor allem die Magerwiesen mit und ohne Bäume. Stärker beeinflusst sind schon die Schafweiden, da der Weiderasen dauernd unter Verbiß steht und auch eine gewisse Stickstoffdüngung erhält. Vom Menschen völlig unbeeinflusste Standorte sind recht selten geworden. Hierher gehören z. B. die nicht oder wenig besuchten Felsen und Steilhänge der Schwäbischen Alb mit echter Steppenheide und nicht bewirtschafteten Schutzwäldern. Da die Magerwiesen immer mehr in gedüngte Fettwiesen umgewandelt, die Schafweiden „gesäubert“ und gedüngt werden, verändern sich auch hier die Lebensbedingungen für die Überreste der bodenständigen und urwüchsigen Flora, die berühmten Orchideen-Standorte der Magerwiesen der Alb schmelzen mehr und mehr zusammen, da die Orchideen keine künstliche Düngung ertragen. Ebenso ergeht es der Küchenschelle, einer unserer schönsten Frühlingsblumen der



Steppenheide. Sie verdient daher ganz besonderen Schutz, sie darf weder ausgegraben noch abgerissen werden.

Schwenkel